

Fritz B. Simon



Formen (reloaded)

Zur Kopplung von Organismus,
Psyche und sozialen Systemen

Band 2 • Sätze 29–47
Konstruktionen von Wirklichkeiten

Carl-Auer 

32 Präverbale Psychodynamik

Es gibt ein Leben vor dem Spracherwerb. Auch, wenn wir uns nicht an diese Phase unseres Lebens erinnern (was biologische Gründe hat), entsteht unser (d.h. das menschliche) Bewusstsein schon vorher. Da es da noch nicht durch die Sprache geformt ist, muss es andere Prinzipien der Gestaltung geben, die wirksam werden.

32.1 Das **Bewusstsein** des Neugeborenen entwickelt sich nach **Maßgabe der Nichtanpassung** des Organismus an den nachgeburtlichen physischen und sozialen (interaktionellen/kommunikativen) Kontext, d.h. aufgrund der mangelhaften Befriedigung seines Sauerstoff-, Flüssigkeits- und Nährstoffbedarfs bzw. des Verlusts der physiologischen Homöostase.

Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass auch schon vorgeburtlich Bewusstsein entsteht, wenn es zu irgendwelchen Problemen der intrauterinen Versorgung des noch ungeborenen Kindes kommt. Einige Autoren meinen, dass generell das Geburtstrauma langfristig strukturierend für die Entwicklung der Psyche sei. Man kann sich das schon vorstellen, dass die Geburt auch für das Kind eine ziemlich Quälerei sein kann. Aber all das sind – mehr oder weniger berechnete – Spekulationen. Wahrscheinlich müsste man untersuchen, ob es unter Menschen, die per Kaiserschnitt geboren wurden, eine größere oder geringere

Zahl von Menschen gibt, die z.B. unter Klaustrophobie leiden oder Höhlentaucher geworden sind ...

Bis dahin kann aber auf jeden Fall festgestellt werden, dass der Übergang von der biologischen Umwelt des mütterlichen Organismus hin in ein soziales System, d.h. ein Interaktionssystem, disruptiv ist und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zu immer wiederkehrenden physiologischen Ungleichgewichtszuständen führen muss, d.h. zu Anlässen der Bewusstwerdung aufgrund der Nichtanpassung an die aktuelle Umwelt.

32.2 Das **Erleben** eines Mangels, das als **basale Unterscheidung** des psychischen Systems fungiert, durch welche der aktuelle Zustand des Organismus beobachtet (= **bewertet**) wird, soll **Unlust** genannt werden.

Begriffe, die das Erleben eines erwachsenen Menschen auf das Erleben von Säuglingen oder Kindern vor dem Spracherwerb übertragen, sind problematisch. Sie sind im besten Fall als Analogien zu verstehen, da niemand sagen kann, wie das Erleben eines Neugeborenen tatsächlich ist; es könnte hier auch weniger aufgeladen statt »Unlust erleben« abstrakter »als schlecht bewerten« heißen ... Wichtig scheint aber, dass die – vermutlich – erste mit der Geburt vollzogene Unterscheidung die des Entgleisens eines Zustands der (automatischen) Befriedigung körperlicher Bedarfe ist; ein ganzheitliches Erleben von »Unlust«, eines Gefühls, welches das Verhalten des Säuglings steuert.

In der Psychoanalyse wird heute dieses Regelungsprinzip als »Lustprinzip« bezeichnet. Aus systemtheoretischer Sicht scheint

diese Bezeichnung zumindest verwirrend, weil es nicht primär um Lustgewinn, sondern um **Unlustvermeidung** oder **–beseitigung** geht. Lustgewinn führt zwar auch zur Beseitigung von Unlust, ist aber nicht dasselbe wie Unlustvermeidung oder –beseitigung (zum Unterschied von »aktiver« und »passiver Negation« siehe Sätze 67.3.3ff.). An dieser Stelle ist anzumerken, dass auch Sigmund Freud zunächst ein »Unlustprinzip« postulierte, um es dann später in »Lustprinzip« umzubenennen. Für ihn ist dieses Prinzip – der Zeit entsprechend – in eine energetische Metaphorik eingebaut, in der es um Abfließen oder Hemmung des Abfließens von Energie – »Besetzungsenergie« – geht (was in der hier favorisierten Logik von Unterscheidungen nicht als nützlich zu erachten ist).

Wir erörtern dann die psychischen Folgen eines Befriedigungserlebnisses und hätten dabei schon die zweite Annahme einfügen können, daß Anhäufung der Erregung – nach gewissen uns nicht bekümmernenden Modalitäten – als Unlust empfunden wird und den Apparat in Tätigkeit versetzt, um das Befriedigungserlebnis, bei dem die Verringerung der Erregung als Lust verspürt wird, wieder herbeizuführen. Eine solche, von der Unlust ausgehende, auf die Lust zielende Strömung im Apparat heißen wir einen Wunsch; wir haben gesagt, nichts anderes als ein Wunsch sei imstande, den Apparat in Bewegung zu bringen, und der Ablauf der Erregung in ihm werden automatisch durch die Wahrnehmung von Lust und Unlust geregelt. Das erste Wünschen dürfte ein halluzinatorisches Besetzen der Befriedigungserinnerung gewesen sein. Diese Halluzination erwies sich aber, wenn sie nicht bis zur Erschöpfung festgehalten werden sollte, als untüchtig, das Aufhören des Bedürfnisses, also die mit der Befriedigung verbundene Lust, herbeizuführen. Es wurde so eine zweite Tätigkeit – in unserer Ausdrucksweise die Tätigkeit eines zweiten Systems – notwendig, welche nicht gestattete, daß die Erinnerungsbesetzung zur Wahrnehmung vordringe und von dort aus die psychischen Kräfte binde, von der die vom Bedürfnisreiz ausgehende Erregung auf einen Umweg leite[te], der endlich über die willkürliche Motilität die Außenwelt verändert, daß die reale Wahrnehmung des Befriedigungsobjekts eintreten kann.« [...]

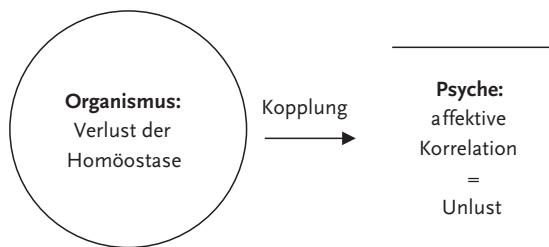
Es ergibt sich nun eine interessante Gedankenfolge, wenn man die Beziehungen dieser Abflußhemmung durch das zweite System zur Regulierung durch das Unlustprinzip ins Auge faßt. Suchen wir uns das Gegenstück zum primären Befriedigungserlebnis auf, das äußere *Schreckerlebnis*. Es wirke ein Wahrnehmungsreiz auf den primitiven Apparat ein, der die Quelle einer Schmerzerregung ist. Es werden dann so lange ungeordnete motorische Äußerungen erfolgen, bis eine derselben den Apparat der Wahrnehmung und gleichzeitig dem Schmerz entzieht, und diese wird bei Wiederauftreten der Wahrnehmung sofort wiederholt werden (etwa als Fluchtbewegung), bis die Wahrnehmung wieder verschwunden ist.

Freud, Sigmund (1900): Die Traumdeutung. G. W. 2/3, S. 604 f., zit. n. Studienausgabe Bd. 2. Die Traumdeutung. Frankfurt a. M. (S. Fischer) 1973, S. 568 f.

32.2.1 Unlust als eine **bewertende** Sensation, die sich auf den gesamten Körper (in dieser Entwicklungsphase der Wirklichkeitskonstruktion wahrscheinlich die ganze kindliche Welt) als Einheit bezieht und nicht einzelnen Sinnesorganen zugeordnet werden kann, soll – wie später zu nennende andere Sensationen dieser Art – als **Affekt (= Gefühl, Emotion)** – bezeichnet werden.

Jeder Entwicklungspsychologe, der die kindliche Entwicklung studiert, schaut durch die Brille der von ihm zugrunde gelegten Theorie. Das heißt u. a., dass er die zu dieser Theorie gehörende Fachsprache verwendet. Beide – Theorie wie Sprache – sind zwangsläufig unangemessen, um das Erleben des noch nicht sprachfähigen Kindes zu beschreiben. Allerdings ist dies das Dilemma: Es gibt keine angemessene Sprache (s. unten Daniel Stern).

Trotzdem kann man versuchen – im Bewusstsein dieses Ungenügens – Hypothesen über das Weltbild des Kindes bzw. dessen Strukturierung zu erstellen. Eine davon ist, dass das neugeborene Kind zunächst noch nicht oder zumindest nur sehr begrenzt in der Lage ist, **diakritische Wahrnehmungen** nebeneinander zu ordnen und stattdessen Affekte als den **gesamten Körper** umfassende Wahrnehmungen als **Integrator** wirken.



Figur 38

Das Problem bei all diesen Untersuchungsansätzen ist, daß Kleinkinder die Welt nicht entsprechend den Kategorien unserer akademischen Subdisziplinen erfahren. Das frühkindliche Erleben ist einheitlicher

und globaler. Den Säugling kümmert es nicht, in welchem Bereich seine Erfahrungen auftreten. Er nimmt Empfindungen, Wahrnehmungen, Aktionen, Kognitionen, innere motivationale und Verhaltenszustände unmittelbar wahr: als Intensität, Form, Zeitmuster, als Vitalitätseffekte, kategoriale Affekte, Lust oder Unlust. Dies sind die Grundelemente des frühkindlichen subjektiven Erlebens, Erkenntnisse, Aktionen und Wahrnehmungen als solche gibt es nicht. Alle Erfahrungen werden in strukturierte Konstellationen sämtlicher Grundelemente des subjektiven Erlebens umgeformt.

Stern, Daniel N. (1985): Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart (Klett-Cotta) 1992, S. 102.